

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 20

Artikel: Pfarrer Saller [Schluss]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenschronik“
• Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern •

3. Juni

□ □ Wanderblut. □ □

Von E. Dser.

Nun bin ich so manch' einsame Stund'
Die staubige Straße gezogen,
Die Kehle trocken, die Füße wund,
Das Herz arm und betrogen.

Das war weit hinten im blumigen Tal,
Als ich mein Liebchen umfangen.
Wie blieb an ihrer Augen Strahl
Mein Blick so selig hängen!

Wie hab ich geküßt die Lippen rot,
Als könnt' ich satt nicht werden,
Als wäre Tagwerk und 's liebe Brot
Unnütze Habe auf Erden.

Da kam ein anderer. — Nun bin ich fort,
Weit fort vom Tale gegangen,
Ein müder Wand'rer mit kargem Wort,
Die Brust voll Sorgen und Bangen.

O Herrgott, ich bitt' dich, schenk mir doch heut
Der Minne nur ein Stündchen,
Und hab ich die alte Liebe bereut,
Dann — küß ich ein anderes Mündchen!

□ □ Pfarrer Saller. □ □

Von Lisa Wenger.

— Schluss. —

Der furchtbaren Nacht im Pfarrhaus war ein trauriger Tag gefolgt. Die Großmutter, die Kinder, Züs, die Verwandtschaft hatten erfahren müssen, was mit Gottfried geschehen sei. Die Fenster und Läden wurden geschlossen, die Hausschlocke mit Stroh umwickelt, daß sie nur tonlos und dumpf bimmelte.

Es blieb den ganzen Tag totenstill im Pfarrhaus. Niemand kam, nicht einmal die Suppen-Frauen, die gewohnt waren, ihre Fleischbrühe mittags in der Pfarrerküche abzuholen.

Aus der Kinderstube drang Schluchzen. Im Studierzimmer hörte man den Pfarrer unaufhörlich auf- und abgehen. Nur aus der Stube, in der Gottfried lag, drang kein Laut.

Die Mutter saß mit weit offen Augen am Bett ihres Eltesten. Ihr Kopf lag auf der Lehne ihres Stuhles, und ihre Hände zuckten beständig. Ihre Stirne war heiß und sie sprach leise vor sich hin. Sie fieberte. Von Zeit zu Zeit befiel sie ein Frost, daß sie hoch auffuhr im Stuhl.

Die Großmutter war herunter gestiegen aus ihrer Stube. Sie verließ sie selten. Langsam, groß und wuchtig kam sie mit ihren schneeweissen Haaren und dem strengen Gesicht und trat an das Bett des Enkels.

Laut betete sie. Einbrünstig bat sie um Gnade und flehte Gott um Verzeihung an für den armen, verirrten sündigen Menschen.

Dann legte sie ihre weiche, schwere Hand auf der Pfarrerin Kopf.

„Dich tröste der Allmächtige, Tochter. Menschenworte und Menschentrost sind schwach und vermögen nichts in der Stunde der Not. Klammere Dich an den Herrn, er wird deine Stütze sein.“ Marie Saller beugte ihr Haupt unter der lastenden Hand. Kein „Amen“ kam über ihre Lippen.

Unbeweglich saß sie Stunde um Stunde. Zuletzt mit fieberglühendem Gesicht. Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie konnte sich kaum mehr aufrecht halten. Aber trotz den Bitten der Thrigen wollte sie nicht fort aus dem Zimmer, in dem ihr Sohn lag. Laut sagte sie ihm zärtliche Worte und streichelte sein kaltes Gesicht und die glatten, steifen Haare.

Als es Abend wurde, brachte man den Sarg. Bei seinem Anblick fuhr die Pfarrerin in die Höhe. Sie hatte bis jetzt, halb vom Fieber betäubt, des traurigen Abschlusses wenig gedacht. Nun stand ihr mit einem Schlag das jämmervolle Begräbnis Leonhard Königs vor der Seele und sie wußte,

dass auch ihrem armen Sohn kein anderes beschieden sei. Ein Strom von Tränen brach aus ihren Augen.

Aber im nächsten Augenblick war sie wieder vom Fieber verwirrt. Sie glaubte Leonhard vor sich zu haben.

„Nein,“ schrie sie auf und strich Gottfried über die Wangen, „du sollst ins Grab dürfen, wie andere Christen, Leonhard. Ich will dem Herrn Pfarrer sagen, er solle an deinem Grab beten. Glaubs nur, er lässt dich nicht so unter die Erde, du armes Büblein. Ich gehe jetzt zu ihm und sage ihm, was er beten solle: Das Vaterunser und den Segen und ein Sterbegebet. Ja, ja, und der Gottfried geht mit dir. Ja, ja —“ sie fiel zusammen. Davon erwachte sie wieder einen Augenblick und wurde klar. Sie erhob sich.

„Ich muss hinauf,“ sagte sie zu dem Toten, „warte ein wenig. Ich komme bald wieder.“ Sie wankte hinaus und die Treppe hinauf, sich mühsam festhaltend. Im Zimmer des Pfarrers setzte sie sich auf den ersten besten Stuhl. Das Fieber packte sie wieder. Sie klammerte sich an die Lehne.

„Das Vaterunser musst du sprechen für Leonhard, Franz, und ein Sterbegebet. Und dann musst du aus dem Herzen beten und musst dem lieben Gott sagen, dass er nichts dafür kann, der Leonhard. Oder war es unser Gottfried? Ich glaube, es war unser Gottfried. Ich kann es gar nicht finden,“ sagte sie weinerlich. Saller wollte sie in ihr Zimmer und zu Bett bringen, aber sie wehrte sich heftig.

„Marie,“ rief er, „liebe Marie!“

„Nein, nein, er kann nichts dafür, der Leonhard, glaub es mir. Du musst beten, Franz, ich hab es ihm versprochen.“

„Marie, um Gotteswillen, schweig,“ rief der Pfarrer und riss an dem Glockenzug.

Mit Züsst Hilfe gelang es Saller endlich, sie zu Bett zu bringen. Der Arzt kam, untersuchte die Kranken und mahnte zur äußersten Ruhe. Er versprach am nächsten Morgen früh wieder zu kommen.

Marie Saller redete beständig vor sich hin, flüsterte, rief und schrie mit gellender, unnatürlicher Stimme.

„Das Vaterunser, Franz,“ bat sie flehend, „nur das Vaterunser.“ Immer wieder sagte sie dieselben Worte.

Saller konnte es nicht mehr aushalten und flüchtete sich in seine Stube. Aber auch dort hörte er ihr Rufen und Schreien.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und vergrub sein graues Gesicht in die Hände.

Hatte er nicht Gott angefleht, er möge es ihm mit dem Sohne gelingen lassen, von der Stunde an, wo des kleinen blondes Köpfchen zum erstenmal in seinem Arm gelegen? Hatte er es am Gottvertrauen fehlen lassen? Am Beispiel? An der nötigen Strenge? An der Liebe? Nein, er hatte seinen Erstgeborenen geliebt mit einer festen, tiefen, fassenden Liebe, mit Mitleid, mit Bangigkeit. Aber er hatte seine Liebe in den Schatten der Pflicht gestellt, wie Gott es ihm geboten. Und als er gemerkt, dass Gottfrieds Sinn schwach sei, geneigt zum Schwanken, leicht strauhelnd, da hatte er ihn durch Zucht zu halten und zu festigen gesucht. Mit Strenge, nach Gottes Wort.

Und nun hatte der Unglückliche Hand an sich gelegt.

Pfarrer Saller preßte die Hände vor das Gesicht und atmete schwer, und strich in großer Unruhe über die hohe

Stirne. Es trieb ihn wieder hinunter, wie schon unzählige Male heute.

Paul Heß wachte bei dem Toten. Er ging hinaus, als der Vater kam, und schloß die Tür hinter sich zu.

Die Stube war dunkel, nur schwach erhellt durch ein Nachtlicht, das in einem Glas mit Öl auf dem Tisch stand. Ein winziger, zitternder Schein lag auf dem weißen Tuch, das man über des Toten Gesicht gebreitet hatte. Es hatte angefangen, dunkle, violette Flecken zu zeigen. Ein atemraubender, modriger Geruch war in dem Zimmer.

Franz Saller setzte sich vor das Bett und verfolgte mit den Augen die kaum erkennbaren Umrisse von seines Sohnes Körper.

War er mitschuldig an dem, was geschehen? Was hatte er versäumt? Wo hatte er gefehlt?

Aber so ernstlich er auch betete und sich prüfte, er wurde sich keiner Schuld bewusst.

Auch die erschütternden Anklagen Marias brachte er vor sein Gewissen.

Lange lag er so auf den Knieen. Dann erhob er sich. Er war ruhiger geworden, und schloß die müden Augen. Eine kurze Zeit schlief er in seinem Lehnstuhl. Plötzlich fuhr er wieder auf.

Er wußte im ersten Augenblick nicht, wo er war. Dann fiel sein Blick auf das Bett vor ihm und ein namenloser Schmerz um den Sohn befiel ihn. Er hätte gerne sein Leben hingegeben, wenn er die furchtbare, die sündige Tat hätte ungeschehen machen können.

Eine unsägliche Angst befiel ihn um Gottfrieds Seele, und wieder betete er und flehte Gott um Barmherzigkeit an für seinen Sohn.

Er sah die Sünde des Selbstmordes so blutrot wie er sie gesehen, als Leonhards Mutter ihn angefleht hatte, den Sohn zu Grabe zu geleiten, und er es ihr hatte verweigern müssen. Er erinnerte sich genau aller seiner Gedanken von damals und des empörten Grauens, das er empfunden, als er über diese letzte, nicht gutzumachende Sünde sprach.

Und nun hatte sein eigener Sohn die gleiche Sünde begangen. Sein gehüteter, ängstlich bewachter, sein sorglich geleiteter Sohn, der Gottes Gebote von Klein auf gekannt hatte.

Saller fing wieder an hin und herzugehen, so sehr peitschte ihn die Unruhe. Wie Gespenster lauerten Fragen und Anklagen in den Winkeln seines Gehirns, bereit, sich auf ihn zu stürzen.

Und aus dem Wirrwarr löste sich die letzte Frage, der Gedanke, den er bisher verjagt und bekämpft, um ihn nicht denken zu müssen: Der Gedanke an das ehrlose Begräbnis ohne Gottes Segen. Furchtbar war es für ihn, den Gläubigen, sein Kind wie einen Heiden einscharren zu sollen, in der Ecke des Friedhofes, weit von allen Christen entfernt.

War das möglich? Müsste das sein? Müsste er, der Geistliche, seinen Sohn so begraben? Hatte er nicht das Recht als Vater, im Priestergewand an seinem Grabe zu beten?

Pfarrer Saller begann mit seinem Gewissen zu markieren. Er wollte es überreden. Er kämpfte mit ihm. Aber es blieb bei dem unerbittlichen „Nein“ und er beugte sich ihm.

Die Stunde war nahe, in der er den schwersten Gang seines Lebens tun sollte.

Er wollte sich stärken, indem er nach Trostworten in der Bibel suchte. Aber das heilige Buch versagte. Er fand keine Erleichterung. Die unermessliche Last, die auf seinem Herzen lag, wisch nicht.

Aus dem Nebenzimmer drang wieder Marias Schreien, das eine Weile verstummt war.

„Er ist nicht schuld,“ schrie sie. „Franz du mußt beten, und sag's dem lieben Gott, daß er nicht schuld war.“ Durch Markt und Bein ging dem Manne das Flehen, das ein Echo fand in seinem eigenen, gemarterten Herzen.

„In einer Stunde kommen sie,“ dachte er und Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Der Wunsch, seinem armen toten Sohn die furchtbare Schande, das Entsetzliche nicht antun zu müssen, ihm die Wohltat eines ehrlichen Begräbnisses erweisen zu dürfen, das doch jedem armeligen Bettler zuteil wurde, stieg heiß in ihm auf.

„Ich kann das nicht allein tragen,“ dachte er. Der Unbeugsame wankte. Eine Schwäche kam über ihn. Er nahm seine Lampe und ging hinüber in seiner Mutter Zimmer. Er wußte, daß sie vor Mitternacht nicht schlafen konnte, und klopfte bei ihr an.

„Verzeiht mir Mutter, daß ich Euch störe,“ sagte er bekommene. „Ich kann nicht mit mir selber fertig werden. Die Versuchung tritt hart an mich heran. Tue ich unrecht, Mutter, wenn ich Gottfried im Talar begleite? Wer könnte mich darum tadeln, Mutter? Er ist doch mein Sohn und ich bringe es nicht über mich, ihn ohne Segen zu begraben.“ Die Greisin besann sich keinen Augenblick.

„Haft du Leonhard König begleitet?“ fragt sie.

„Nein.“

Die alte Frau sah ihren Sohn an.

„Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Ansehung fasset,“ murmelte sie.

„Ich danke Euch, Mutter, ich muß jetzt gehen. Ich bitte Euch, betet für Gottfrieds Seele.“

„Ich begleite dich auf deinem Wege,“ sagte sie und wies auf die Bibel. Er nahm sein Licht und ging hinüber in Marias Zimmer.

„Züß, ich muß jetzt hinunter, die Träger werden bald kommen.“ Sie weinte laut auf.

„O Jesus Gott, so ein Begräbnis.“ Saller berührte mit seiner kalten Hand Marias Stirn. Sie schrak zusammen.

„Nur ein Vaterunser, Franz,“ flüsterte sie eilig, „oder nur ein Gebet.“ Mit ihren großen, fieberglühenden Augen sah sie ihn angstvoll an. „Nur ein Gebet, Franz.“ Er seufzte und begab sich hinab zu Gottfried.

Paul Häß wachte immer noch. Auf seinem jungen, sorglosen Gesicht lag der Ernst der zwei letzten Tage.

„Paul,“ sagte der Pfarrer, „ich danke Euch für Eure Treue. Wollt Ihr mir helfen, den Gottfried in den Sarg legen?“ Paul bejahte schweigend.

Die Träger kamen. Scheu grüßten sie. Dann nieselten sie den Sarg zu. Pfarrer Saller nahm seinen Hut. Auch Paul griff nach dem seinen.

„Ihr wollt mitgehen, Paul?“ fragt der Geistliche mit erstickter Stimme.

„Er war mein Freund,“ sagte Paul.

Die vier Männer hoben den Sarg auf die Schultern und gingen mit gleichmäßigen Schritt aus der Türe.

Es blieb still im Hause. Die Kinder schliefen. Man hatte ihnen nicht gesagt, wann Gottfried begraben wurde.

Züß öffnete ein Fenster, um dem traurigen Zug nachzusehen. Sie weinte herzbrechend. Aus der Großmutter Zimmer schien ein tröstendes Licht. Durch das offene Fenster hörte man der Pfarrerin Fammerrufe.

„Ein Vaterunser, Franz, nur ein Vaterunser“, scholl es weit in die Nacht hinaus.

Langsam gingen die Männer den Rain bis zur Straße hinunter. Der vorderste trug eine Laterne. Sie warf einen schwankenden Schein vor die Füße der Gehenden. Gespenstisch bewegt sich der Sarg durch die Straßen, in denen die öffentlichen Lampen längst gelöscht waren.

Da schlug es Mitternacht. Langsam verhallten die Schläge. Man hörte in der Ferne das Rufen des Nachtwächters und in der Nähe das Rauschen des Flusses. Pfarrer Saller schauderte.

Kein Mensch war auf der Straße. Die Häuser lagen still und finster da.

„Herr Pfarrer,“ flüsterte Paul, „Ihr tragt ja keinen Talar.“

„Ich brauche keinen,“ sagte düster der Geistliche. Paul blieb stehen.

„Ihr werdet doch an Gottfrieds Grab ein Sterbegebet sprechen wollen?“

„Nein.“

„Um Gotteswillen, Herr Pfarrer, seid harmherzig,“ rief Paul. „Ihr seid doch sein Vater.“ Saller schwieg.

„So kann ich nicht weiter mit Euch gehen,“ sagte Gottfrieds Freund und blieb stehen.

Saller nickte und folgte allein dem Sarge seines Sohnes.

Paul sah ihm nach. Raum konnte man in der sternelosen Nacht die hagere Gestalt des einsamen Mannes erkennen. Bald verschwand er in der Dunkelheit, und sein Schritt verhallte in der Ferne. —

— Ende. —

Der Kunsthalle-Bazar in Bern.

Vor einigen Tagen besuchte ich in Aarau die diesjährige schweizerische Turnausstellung, eine umfassende, interessante Veranstaltung des Schweizerischen Kunstvereins, die der Reihe nach alle größeren Städte unseres Landes (Basel, Biel, Zürich, Schaffhausen &c.) berührte. Blößlich werde ich am Arm gepackt; ein echter „Zürihegu“ sprach mich an: „Aber gellet Sie, die Usstellig bökmet Sie aber e mol nit go Bärn, wo

wänd Sie se äu underbringe? Uf em Parlamentsplatz oder im Chlößlichäller?“ „Chömet de di nöchsti Woche zue niss ueche zum Kunsthalle-Bazar“, war meine Antwort „nume nit gsprängt, seit dr Bärner, aber gäng hü!“

Die Antwort hat mich als Berner doch ein wenig gewurmt und gehegelt, zumal sie innerhalb einiger Jahre nur eine von vielen bildete. Zürich hat nun seit mehr denn